

# DIE ERFORSCHUNG DER SAKRALARCHITEKTUR DES UNGARISCHEN KÖNIGTUMS IM 11. JAHRHUNDERT, UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER BYZANTINISCHEN BEZIEHUNGEN

## CHRONOLOGISCHER RAHMEN

Zunächst muss ganz allgemein gefragt werden, ab welchem Zeitpunkt man und von einer Sakralarchitektur der werdenden ungarischen Monarchie<sup>185</sup> reden kann und soll?

Für Kirchenbau in der frühesten Epoche der ungarischen Monarchie gibt es durchaus zahlreiche Beweise, sie datieren aber alle erst nach der Jahrtausendwende. Leider scheiterten bisher die Bemühungen, die Grabkirche des Fürsten Geysa/Géza oder aber das Zentrum der oben schon geschilderten Hierotheos-Mission, sowie seine zu Recht postulierten Kirchengründung (kurz nach 950) zu finden. Es gibt bisher keinen sicher datierbaren archäologischen Beweis für die zu erwarteten Bauten des 10. Jahrhunderts. Zwar wurden die ausgegrabenen Grundmauern einer vier(?)konchalen Anlage in Stuhlweißenburg (Székesfehérvár, H) als Überreste der Grabkirche von Geysa/Géza publiziert<sup>186</sup> (Taf. XXVIII), und die Überreste der frühmittelalterlichen Rotunde oder aber eines als Kreuzkuppelkirche interpretierten Baues in Weißenburg (Gyulafehérvár/Alba Iulia, RO) (Taf. XXXI, 2) wurden als Kirchen der Hierotheos-Mission gedeutet<sup>187</sup>, es konnte aber keinerlei Beweis für ihre Datierung ins 10. Jahrhundert geliefert werden. (Wir werden diese Kirchen, samt der Lücken ihrer Interpretation der architektonischen Formgebung in dem Abschnitt unserer Arbeit über die aprioristische Behandlung von bestimmten Raumkonzepten ausführlich analysieren.) Es konnten also im Machtbereich der werdenden ungarischen Monarchie bisher keine Kirchen nachgewiesen werden, die auf die Missionierung Ungarns vor der Jahrtausendwende, also vor die Regierungszeit Stephans I. zu datieren wären. Erst der Regierungsantritt Stephans I. im Jahre 997 bedeutete auch den Beginn eines intensiven Kirchenbaus, und die ersten Kirchen standen sicherlich schon bald nach der Krönung des ersten Königs Ende 1000 oder Anfang 1001. Es bleibt trotzdem unsicher, inwieweit sich dieser Kirchenbau außerhalb der Machtzentren des hl. Stephan verbreiten konnte, besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung.

Das obere zeitliche Ende der hier in Rede stehenden Epoche ist noch schwerer definierbar, da die Vorromanik auch in dem ehemaligen ungarischen Monarchie ohne größere Stilbrüche in die Frühromanik hineingewachsen ist. Man kann zudem nicht mit Sicherheit beurteilen, in welchem Umfang diese ersten Kirchen Ungarns die turbulente Jahrzehnte des 11. Jahrhunderts überstanden haben, oder aber ob sie dem Aufstand von 1046 sowie den verschiedenen, oben schon geschilderten Thronkriegen zum Opfer gefallen sind. Die schriftlichen Quellen zeichnen diesbezüglich ein düsteres aber pauschales Bild, ohne die einzelnen

<sup>185</sup> Die wichtigsten Zusammenfassungen über die Sakralarchitektur Ungarns im 11. Jh. aus den letzten Jahrzehnten: Dercsényi 1974, 1-12; 1970; 1980, 11-24. – Gervers-Molnár 1972. – Marosi 1978, 39-49; 1999, 282-283; 2000, 613-616. – Szakács 1997, 149-163; 2000a, 7-27; 2000b, 67-74; 2005, 31-44; 2008, 72-79. – Tóth/Buzás 2001. – Tóth M. 1978a, 29-51; 1988, 113-132. – Tóth S. 1994a, 54-71; 1998, 49-73; 2001a, 229-266; 2010.

<sup>186</sup> Kralovánszky 1983, 80-84; 1984, 121-122.

<sup>187</sup> Entz 1958, 73. – Heitel 1975, 3; 1997, 41. – Kozák 1989-1990, 324-328. – Léstyán 1996, Bd. 2, 105-107. 210-211. Ein Überblick der einschlägigen Forschungsgeschichte bei: Bóna 2001, 85-86. – Eine Zusammenfassung der Ergebnisse: Benkó 2000, 594-595.

Bauten oder aber Verwirrungen zu nennen<sup>188</sup>. Man kann ferner eine in der populärwissenschaftlichen Literatur als selbstverständlich betrachtete Meinung finden, dass die Sakralarchitektur im Ungarn des 11. Jahrhunderts nur eine Blütezeit, nämlich während der Regierung Stephans I. hatte. Es ist dagegen sicher, dass der Kirchenbau unter Andreas I. und während der darauf folgenden dynastischen Konflikte nicht eingestellt wurde. Gleichwohl erlebte die sakrale Baukunst der frühesten Periode des ungarischen Königtums ihre Blüte erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts, in der Regierungszeit des hl. Ladislaus.

## BESTANDSAUFNAHME

Bei einer ersten Durchsicht der Überreste der sakralen Architektur Ungarns des 11. Jahrhunderts wird wohl zu registrieren sein, dass die Denkmäler alle nur fragmentarisch erhalten sind. Die Fragmentierung der Überreste der Kirchen des Zeitalters der Gründung der mittelalterlichen ungarischen Monarchie ist so erheblich, dass sich bei manchen Bauten schon die Frage aufdrängt, ob ein Studium der Überreste überhaupt sinnvoll sei. Indem wir auf diese hypothetische Frage mit »Ja« antworten, haben wir mindestens zwei Argumente vor unseren Augen. Erstens gehören die zu behandelnden Überreste zu den wichtigsten Denkmälern Ungarns des 11. Jahrhunderts, ohne deren Kenntnis unser Wissen über diese Epoche mangelhaft bleibt. Zweitens ist die Analyse dieser Denkmäler ein dermaßen wesentlicher Bestandteil der ungarischen Mittelalterarchäologie, dass man ohne sie das komplette Forschungsfach nicht verstehen kann.

Ferner muss man auch beachten, dass ein guter Teil der Sakralbauten der ungarischen Monarchie in der ersten Zeit nach der Staatsgründung nicht aus Stein und/oder Ziegeln, sondern aus billigerem Material, nämlich Holz oder aber Lehm gebaut wurde, die in der Regel nicht einmal das 11. Jahrhundert überstanden. Die Untersuchungen vieler früherer Forscher sowie letztlich von die von Edit Tari haben bewiesen<sup>189</sup>, dass die Analyse der archäologischen Überreste dieser Bauten nicht nur durchführbar ist, sondern auch die Formulierung vieler wichtiger Ergebnisse ermöglicht. Trotzdem ist es kaum zu leugnen, dass die Frage nach der Raumgestaltung bei diesen Bauten einen ganz anderen Inhalt hat als bei Stein- und Ziegelbauten. Die Erforschung der Sakralarchitektur des mittelalterlichen Ungarns fokussiert natürlich nicht auf die winzigen Spuren von Holz- bzw. Lehmkirchen, sondern auf die Beschreibung und Interpretation der auch äußerst fragmentarischen Denkmäler der vor- und frühromanischen Monumentalarchitektur, wobei sie auf eine über etwa 150 Jahre lange Geschichte zurückblicken kann, da bereits zu Beginn der 1860er Jahre die ersten Aufsätze publiziert wurden<sup>190</sup>.

Es ist auch nach einer anderthalb Jahrhunderte alten Forschungsgeschichte nicht leicht, die Haupttendenzen der Sakralarchitektur im Ungarn des 11. Jahrhunderts kurz und eindeutig zusammenzufassen. Dem stellt sich – wie schon hervorgehoben – das objektive Hindernis des fragmentarischen Zustands des Denkmalmaterials entgegen. Es gibt nämlich nur eine sehr geringe Zahl an Kirchen aus dem 11. Jahrhundert, die in ihren Baukörpern auch bezüglich der Raumstruktur den Bauzustand des 11. Jahrhunderts in einem relativ unversehrten, rekonstruierten, oder aber mindestens in einem optisch noch verfolgbaren Zustand bewahrt

<sup>188</sup> Siehe die Capita 7-8 im ersten Gesetzbuch des Königs Ladislaus I., des Heiligen: *Ecclesias propter sedicionem desolatas aut combustas, iussu regis parochiani restituant. Calices et vestimenta ex sumptu regis dentur, libros episcopus provideat. Sowie: Ecclesias ex vetustate desolatas episcopus reedificet.* Závodszy 1904, 159.

<sup>189</sup> Von den zahlreichen Publikationen über ihre Analysen seien hier nur zwei in englischer Sprache publizierte genannt: Tari 1997; 2000 (hier bes. 169. 171 Abb. 3).

<sup>190</sup> Imre Henszlmann publizierte seinen ersten Artikel über die mittelalterliche Propsteikirche von Stuhlweißenburg/Székesfehérvár 1862. Henszlmann 1862, 330-331. 342-343. 354-356. 366-368. – Über die Person Henszlmanns siehe: Marosi 1990, 27-37.



**Abb. 1** Algyógy (Geoagiu, RO): Rottunde. – (Foto Oguszt, Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0).

haben. Diese Kirchen sind Algyógy (Geoagiu, RO) (**Abb. 1**), Neutra-Dražovce (Nitra, Nyitra-Zobordarázs, SK), Öskü (H), Szallona (H), Szabolcs (H) (**Abb. 12**), Tarnaszentmária (H) (**Abb. 28-33f**) und die Unterkirchen der später gründlich umgebauten Kirchen von Feldebrő (H) (**Abb. 34-39**), Sanktmartinsberg (Pannonhalma, H) sowie Tihany (H)<sup>191</sup>. Da diese Kirchen nur einen Teil jener Stilrichtungen zeigen, die die sakrale Architektur Ungarns im 11. Jahrhundert beeinflussten, ist es unentbehrlich, auch jene Kirchen in Betracht zu ziehen, die die Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert nur als Ruine mit größeren oder aber kleineren Überresten ihrer Grundmauern erlebt hatten.

Auch unsere Untersuchungen werden sich in ihrer Mehrheit der Analyse der nur archäologisch fassbaren Bauten widmen. An der Vernichtung dieses Denkmalschatzes ist nicht nur die Zeit der osmanischen Eroberung (von der Mitte des 16. bis dem Ende des 17. Jahrhunderts) schuld, wie das oft und populär dargestellt wird. Einige Kirchen des 11. Jahrhunderts – wie z.B. die Propsteikirche von Altofen (Budapest-Óbuda, H) (**Taf. XXVII, 1-2**) wurden schon im späten Mittelalter abgerissen. Ferner steht auch ohne jeden Zweifel fest, dass die Zerstörungen des 16.-17. Jahrhunderts zwar sehr schwere, aber oft nicht unwiederbringliche Schäden verursachten. Die mittelalterlichen Kirchen im mittleren Teil Ungarns erlitten zwar sehr große Schäden, oft waren sie aber trotzdem noch in einem restaurierbaren Zustand. Für ihr volles Verschwinden sorgte das

<sup>191</sup> Wir werden die aufgezählten Kirchen in den verschiedenen Abschnitten unserer Studie ausführlich betrachten. Wir weisen hier deswegen nur auf die wichtigste Literatur hin: Dobro-

vits/Csernyánszky/Erdész 1987, 332 Abb. 409; Fusek/Bednár 2008, 33-36; Paulisová, 49-51; Gervers-Molnár 1972, 34 sowie: N. N. 2001, 328-331.

18. und 19. Jahrhundert mit seiner barocken und klassizistischen Architektur, die meistens nicht versuchte, die noch vorhandenen Teile der früheren Bauten in die neuen Baukörper zu integrieren. Aus den zahlreichen Beispielen sei nur an das traurige Schicksal der im weiteren Teil unserer Analyse detailliert dargestellten Propsteikirche von Stuhlweißenburg (Székesfehérvár, H) (Abb. 7-9; Taf. I) erinnert.

Es lohnt sich, dies noch einmal und gezielt im Zusammenhang mit der Auswertung des archäologischen Fundmaterials zu wiederholen. Der Verlust des ehemaligen Denkmalbestandes hat leider eine Größenordnung, die nicht nur eine detaillierte Analyse bei der überwiegenden Mehrheit der ausgegrabenen Kirchenüberreste verhindert, sondern verunmöglicht es oft auch, eine komparative Analyse der Hauptelemente der Raumgestaltung mit einem mehr als hypothetischen Wert durchzuführen. Der Umfang des Datenmangels zeigt sich darin, dass nur ein geringer Teil, nämlich etwa ein Fünftel der ergrabenen Kirchengrundrisse aus dem Ungarn des 11. Jahrhunderts für eine weitere Analyse mehr oder wenig geeignet ist, und auch dieses Fünftel besteht zu einem guten Teil aus den Grundrissen von einschiffigen Kirchen mit einer halbrunden Apsis<sup>192</sup>, die in der Regel nicht geeignet sind, ihre architektonischen Kontakte zu enthüllen. Ferner sind auch die folgenden Kategorien von Kirchenüberresten für eine weitere Analyse nicht geeignet: Bauten mit ungewissem Grundriss<sup>193</sup> bzw. mit einer ungewissen Chronologie<sup>194</sup> sowie die Überreste von Sakralbauten des 11. Jahrhunderts, die ungenügend publiziert sind.

Das letztgenannte Hindernis ergibt sich sozusagen aus der Forschungsgeschichte. Denn wie fast alle Themen der archäologischen Forschung leidet auch die Untersuchung der ungarischen Architektur des 11. Jahrhunderts unter dem Mangel ausführlicher Publikationen von ordentlich ausgewerteten Grabungen, und es ist auch beständig zu beobachten, dass der Publikation der Funde und Befunde eine Interpretation, ja oft eine Überinterpretation eines Grabungsergebnisses vorangeht. Es ist ferner kaum zu leugnen, dass die Analyse und Rekonstruktion der Überreste von niedergelegten Gebäuden unbedingt eine Fundinterpretation sein sollte, was bedeutet, dass die Untersuchung des fragmentarischen Denkmalbestandes immer eine Reinterpretation der Datenbasis selbst ist. Und es kann nicht anders sein, als dass in einem solchen Prozess Forscher und Forscherinnen in verschiedene Diskurse eintreten, wie wir in dem Kapitel über die Forschungsgeschichte schon anhand einiger konkreter Beispiele gezeigt haben. Und so müssen wir redli-

<sup>192</sup> Diese Tatsache wurde von K. Kozák mit großem Nachdruck, aber teilweise aufgrund unrichtiger Beispiele hervorgehoben: Kozák 1966, 47-64, französisch: Kozák 1973, 177-204. – Das generelle Problem der Betrachtungen Károly Kozáks liegt in seiner Herangehensweise, die zu wenig auf die Fragestellungen der Chronologie oder aber auf die Einzelheiten des Bauzustandes achtete. Als einziges Beispiel möchten wir an die Kirche von Celldömölk erinnern, die Károly Kozák in seiner Publikation der vorläufigen Grabungsergebnisse in das 12.-13. Jh. datierte, später aber als ein führendes Denkmal für einschiffige Kirchen mit halbrunder Apsis betrachtete: Kozák 1961, 120-121. – Die Existenz der frühen einschiffigen Kirchen hat unlängst auch Imre Szatmári in seinem Überblick über die mittelalterlichen Kirchen des Komitates Békés hervorgehoben: Szatmári 2005, 39-47.

<sup>193</sup> In diese Gruppe gehören die folgenden Bauten: Die Dome zu Gran (Esztergom, H; erste Bauphase: Horváth I. 2000, 578 Abb. 382; 2015, 243-244), Kalocsa, H (erste Bauphase: Henszlmann 1873; 1876, 50. – Kóhegyi/Kozák 1975, 101-115. – Foerk 1911, 19-22; 1915, 43-70. – Kozák 1966, 51-55; 1967, 141-155; 1973, 185-189. – Kóhegyi/Kozák 1975, 101-115), Weißenburg (Gyulafehérvár, Ala Iulia, RO; erste Bauphase: Entz 1958, 70-76), Fünfkirchen (Pécs, H;

erste Bauphase: Marosi 1983, 21-22 Abb. 22), Waitzen (Vác, H; MRT 9, 389 Abb. 48) sowie die Abteikirche(?) zu Gran (Esztergom, Kovácsi, H; Horváth I. 2000, 579 Abb. 384) und ebenda die Pfarrkirche St. Andreas (Horváth I. 2000, 580 Abb. 387), ferner die Abteikirchen in Garamszentbenedek (Hronský Beňadik, SK; erste Bauphase: Takács I. 2001a, 160 Abb. 2), in Kolozsmonostor (Cluj-Mănăstur, RO; Kovács A. 2001, 397 Abb. 2), in Pécsvárad (erste Bauphase: Szakács 2000a, 16 Anm. 33; 2000b, 69. – N. N. 2001, 328-331. – Szakács 2012b, 754) sowie in Preßburg (Pozsony, Bratislava, SK) der Burghügel (Štefanovičová 1975, 63-64), in Tihany die Abteikirche (erste Bauphase: Tóth S. 2001c, 335-338), ebenfalls die Abteikirche in Zalavár – Burginsel (aufgrund eines, im Jahre 1569 von Gulio Turco gefertigten Grundrisses, mit vielen fraglichen Details: Tóth M. 1988, 124 Anm. 15).

<sup>194</sup> In diese Kategorie gehören jene Bauten, wo der Ausbau im 11. Jh. als eine Möglichkeit formuliert wurde, diese Hypothese erwies sich aber als nicht beweisbar. Das sind z. B. die folgenden Abteikirchen: Ákos (Acîș, RO; Marosi 1983, 26 Abb. 17a). – Boldva, H (Marosi 1983, 26 Abb. 17b). – Csongrád – Ellésmonostora, H (Pávai 2000, 229). – Hernádszépplak (Košice-Krásna, SK; Polla 1986, 411 Abb. 1). – Mönchsdorf (Harina, Herina, RO; Marosi 1983, 26 usw.).

cherweise hier erklären, dass unsere Anschauungen bezüglich der Architektur des früharpádenzeitlichen Ungarns wesentlich von den Analysen Ernő Marosis beeinflusst worden sind.

Was die Raumgestaltung betrifft, so ist die ungarische Sakralarchitektur des 11. Jahrhunderts nur wenigen Bautypen zuzuordnen. Zur Gruppe der longitudinalen Bauten gehören die einfachen, einschiffigen Kirchen<sup>195</sup> (Taf. IX, 1-2) sowie die dreischiffige Basiliken<sup>196</sup> (Taf. I; V, 2; VII, 1-2; XIII, 2 usw.). Die einschiffigen Bauten hatten – wie bereits gesagt – in der Regel eine halbkreisförmige, seltener eine hufeisenförmige Apsis<sup>197</sup>. Es gibt auch mehrere Beispiele für Apsiden mit geradem Verschluss<sup>198</sup>. Auch der Ostchor der dreischiffigen Basiliken war meistens mit einer einzigen halbkreisförmigen Apsis versehen, obwohl hier durchaus auch andere Lösungen zu notieren sind. Die Mehrheit der Kirchen mit zentraler Baugestaltung in unserem Untersuchungsgebiet gehört zum Bautyp der Rotunde<sup>199</sup> (Abb. 44-47; Taf. XXIV, 1-2; XXV, 1-2), obwohl auch in diesem Fall einige mit wenigen oder aber nur mit einem Exemplar vertretene Bautypen zu finden sind, wie z. B. der Tri- bzw. Tetrakonchos<sup>200</sup> (Taf. XXVIII) oder die Kreuzkuppelkirche<sup>201</sup> (Abb. 15. 24-25; Taf. VIII, 1; XVI, 1). Es gibt auch einen Bau, die bemerkenswerte Kirche von Feldebró (Abb. 34-39; Taf. XXI, a-d), die sozusagen ein Zwischenstadium zwischen der longitudinalen und zentralen Raumgestaltung darstellt<sup>202</sup>. Diese Bautypen möchten wir in den weiteren Abschnitten unserer Arbeit analysieren.

## FORSCHUNGSGESCHICHTE

Der schon mehrmals erwähnte fragmentarische Zustand des Denkmalmaterials ist das erste und vielleicht das wichtigste Merkmal der Sakralarchitektur Ungarns im 11. Jahrhundert, und dieser Umstand spiegelt sich in grundlegender Form auch in der Forschungsgeschichte. Da es nur einige wenige erhaltene Kirchen aus dieser Epoche gibt<sup>203</sup>, hat sich die Forschung auf die Aufarbeitung der Fragmente der untergegangenen Bauten konzentriert. Die Forschung konzentrierte sich bereits Ende des 19. Jahrhunderts auf zwei Aspekte, einerseits auf die Analyse der Grundrisse und andererseits auf die der Steinmetzarbeiten. Es ist kaum zu leugnen, dass die Untersuchung der Ornamentik das Interesse von mehr Forschern auf sich zu ziehen vermochte<sup>204</sup>, als es die Analyse der Pläne konnte. Der Grund dafür lässt sich darin finden, dass es vor den präzisen bauarchäologischen Untersuchungen kaum belastbare Grundrisse gab. Ferner hat auch der »Zeitgeist« der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert für die Popularität der Untersuchung der Orna-

<sup>195</sup> Diese Tatsache wurde von K. Kozák mit großem Nachdruck, aber teilweise aufgrund unrichtiger Beispiele hervorgehoben: Kozák 1966, 47-64 (französische Fassung derselben Studie: Kozák 1973, 177-204). Siehe noch: Szatmári 2005, 39-47.

<sup>196</sup> Biczó/Tóth 2000, 622 Abb. 404. – Altmann/Bertalan/Kárpáti 2003, 40. – Foerk 1915, Abb. 71.

<sup>197</sup> Wie schon hervorgehoben, wurde diese Tatsache von K. Kozák mit großem Akzent, aber teilweise aufgrund unrichtiger Beispiele hervorgehoben: Kozák 1966, 47-64 (franz.: Kozák 1973, 177-204). Siehe noch: Szatmári 2005, 39-47. In unserer Analyse zu behandelnde einschiffige Kirchen mit halbrunder Apsis: Vésztő – Csolt monostora 1. bzw. 2. Bauphase: Juhász 2000, 287 nicht nummerierte Abb.

<sup>198</sup> Siehe die folgenden Kirchen des Komitates Békés: Endrőd: Szatmári 2005, Abb. 8. – Felsődoboz: Szatmári 2005, Abb. 9. – Györke, Bauperiode 1: Szatmári 2005, Abb. 14, 1. – Kardoskút-Hatablak, Bauperiode 1: Szatmári 2005, Abb. 22, 1. – In

unserer Analyse zu behandelnde einschiffige Kirchen mit gerader Apsis sind: Aracs (Arača, SRB) (erste Bauphase: Stanojev 2004, 13 Abb. 14; 14-15 Abb. 1; 16 Abb. 15), Szeged – Szt. Dömötör (erste bzw. zweite Bauphase: Kozák 1966/1967, Abb. 1, 1), Veszprém – Veszpémvölgy (Fülöp/Koppány 2004a, 31 Abb. 22).

<sup>199</sup> Gervers-Molnár 1972, 33-34.

<sup>200</sup> Kralovánszky 1983, 75-88; 1984, 111-123.

<sup>201</sup> Nagy E. 1973, 336 Abb. 73.

<sup>202</sup> Dercsényi 1970, 27. – Tóth S. 2001a, 232-233. 260 Anm. 32. – Tóth/Buzás 2001, 65 Abb. 8. – Buzás 2001, 48. 50-51.

<sup>203</sup> Dobrovits/Csornyánszky/Erdész 1987, 332 Abb. 409. – Fusek/Bednár 2008, 33-36. – Paulisová 1999, 49-51. – Gervers-Molnár 1972, 34.

<sup>204</sup> So auch Tóth M. 1978a, 29-51. – Marosi 1984, 16. 218 Anm. 16. – Tóth S. 1963, 115-141; 1994a, 54-71.

mentik gesorgt, denn die Entdeckung einiger reicher Gräber der ungarischen Landnahmezeit<sup>205</sup> rückte die Problematik der frühmittelalterlichen Ornamentik mit Fragestellungen, die – der Zeit entsprechend – eine nationale Weltanschauungsweise widerspiegeln, in den Vordergrund des öffentlichen Interesses.

Ein zweites Problem der Forschung liegt in der verbreiteten Neigung zur Rückprojektion der Stiltendenzen späterer Jahrhunderte. In den ersten 110 Jahren der Forschung waren sogar die größten Architekturhistoriker Ungarns, die Autoren der großen bis heute genutzten Synthesen<sup>206</sup>, von dieser Tendenz nicht frei. Die Generation der Kunsthistoriker Ende der 1960er und Anfang der 1970er war die erste, die die Selbständigkeit der Architektur von Ungarn im 11. Jahrhundert erkannt hatte und dieses Zeitalter von der Epoche der Romanik unter dem Namen Praeromanik (ung.: *preromanika*) absonderte<sup>207</sup>.

Schon Ende des 19. Jahrhunderts etablierte sich das dritte negative Merkmal der Erforschung der Sakralarchitektur des frühhárpádenzeitlichen Ungarns, und dieses Merkmal besteht bis heute, wenigstens in seinen Folgen: Ein beträchtlicher Teil der Analysen bezog und bezieht sich auf einzelne Denkmäler, mit Schlussfolgerungen, die nur für einen einzigen Bau oder aber eine einzige Steinskulptur gültig sind. Die Tendenz der Zerstückelung verstärkte sich nach dem ersten Weltkrieg durch die neuen Staatsgrenzen in Ostmittel- und Südosteuropa. Die Untersuchung der Baudenkmäler des 11. Jahrhunderts war zwar auch in den neuen Nachbarstaaten des modernen Ungarn ein beliebtes, oder aber wenigstens akzeptiertes Forschungsthema<sup>208</sup>. Da aber diese Forschungen in der Regel in einer Rückprojektion der modernen Staatsgrenzen durchgeführt wurden, blieb eine vollständige, auf den Bereich des ganzen ehemaligen Königreichs bezogene Gesamtschau regelmäßig aus. Nur wenigen Forschern der Nachbarländer gelang es, ihr wissenschaftliches Interesse über diesen Anachronismus zu erheben<sup>209</sup>.

Es wurde in der ungarischen Kunstgeschichtsforschung eine lange Debatte über den Charakter der Sakralarchitektur des ersten Jahrhunderts des ungarischen Königtums geführt, leider mit deutlich vernehmbaren politischen Untertönen. 1938 plädierte Tibor Gerevich gegen den »deutschen« und für den italienischen Charakter der frühesten Kirchen<sup>210</sup>, nach 1945 wurde aber die Rolle Osteuropas<sup>211</sup> hervorgehoben. Heutzutage ist es ganz offensichtlich, dass keine dieser Argumentationen ganz falsch war, sie waren lediglich unvollständig. Es gibt Kirchen aus dem 11. Jahrhundert, die aus den verschiedenen Regionen Italiens, aus dem Bereich des römisch-deutschen Reiches, aus Polen oder Böhmen, aus Dalmatien, und – wie wir im Weiteren zu beweisen versuchen – aus anderen Gebiete des Balkans abzuleiten sind. Man kann sagen, dass sich in der Architektur die Befunde der »linguistischen Archäologie«, also der Etymologie der ungarischen Lehnwörter christlichen Charakters<sup>212</sup> wiederholen. Es scheint bezüglich der Suche nach Vorbildern für den Kirchenbau im Ungarn des 11. Jahrhunderts ratsam zu sein, sich die oben schon geschilderte europäische Perspektive der Christianisierung vor Augen zu halten<sup>213</sup>, wie sie ja schon die Herkunftsgeschichte der beteiligten Missionare verlangt. Man kann in den schriftlichen Quellen und in den linguistischen Analysen nicht nur Spuren der Tätigkeit von Priestern aus allen schon christianisierten Nachbarländern finden, sondern auch Hinweise auf die Beteiligung von Italienern, Wallonen, usw. Die führende Schicht der sich formierenden christlichen Kirche Ungarns bestand aus Priestern, die aus dem römisch-deutschen Reich, aus Italien oder aber aus Böhmen stammten. Der Fond der Lehnwörter des christlichen Glaubens der ungarischen Sprache stammt aber

<sup>205</sup> Der neueste umfassende Überblick dieses Denkmalbestandes befindet sich im Katalog der Ausstellung, die zum 1100. Jahrestag der Landnahme im Ungarischen Nationalmuseum in Budapest organisiert wurde: ANCHUNG.

<sup>206</sup> So auch Gerevich T. 1938.

<sup>207</sup> Marosi 1983, 13-20.

<sup>208</sup> So z. B. Čanak-Medić 1974, 17-45. – Marcu-Istrate 2012; 2014a, 93-128. – Štefanovičová 1975. – Stanojev 2000, 383-428; 2004.

<sup>209</sup> So z. B.: Andrić 2005, 34-35; 2006, 160-182; 2008, 115-185. – Popović V. 1975, 265-270. – Burnichioiu/ Rusu 2006.

<sup>210</sup> Gerevich T. 1938, 26-28.

<sup>211</sup> Als einziges Beispiel soll hier nur eine, übrigens aufschlussreiche Studie genannt werden: Szabó 1985, 5-76.

<sup>212</sup> Kniezsa 1942, 175-176.

<sup>213</sup> Koszta 1999, 293-311.

aus einem viel weiteren Kreis. Es gibt Lehnwörter aus der vulgärlateinischen, griechischen, italienischen, deutschen und aus den verschiedenen slawischen Sprachen und Dialekten, so aus den westslawischen, aber auch aus den Zweigen der südslawischen Sprachen. Die Entlehnungen aus der slowenischen Sprache sind im Kreis der südslawischen Sprachen besonders gut repräsentiert<sup>214</sup>. Schon allein die Aufzählung der Sprachen, aus denen die verschiedenen Lehnwörter entlehnt wurden, weist auf eine sehr breite, sozusagen europäische Perspektive dieses Prozesses hin, und namentlich auch auf die Beteiligung von Klerikern aus dem Bereich sowohl der westlichen als auch der östlichen Kirche.

Sehen wir uns einige Beispiele aus dem Bereich der sakralen Bauten Ungarns des 11. Jahrhunderts für die Absicht der Übernahme und Integration der verschiedenen Einflüsse und Vorbildern in die Missionsarbeit an. Die Möglichkeit der Übernahme der altchristlichen Relikte ist an der ersten Stelle zu nennen. Die Missionare bemühten sich im frühen Mittelalter in allen Ländern ihrer Tätigkeit, Spuren früheren christlichen Lebens zu finden und diese für ihre Arbeit zu nutzen<sup>215</sup>. Man könnte pauschal meinen, dass es dafür in Pannonien, d. h. im westlichen Teil des Karpatenbeckens keine Hinweise geben dürfte, da die römischen Bauten dieser Provinz zwischen der Wende vom 4. zum 5. und vom 10. zum 11. Jahrhundert wegen der sich wiederholenden Landnahmen von verschiedenen Ethnien gänzlich oder aber zum größten Teil zerstört worden waren. Trotzdem kann man auch in Pannonien Beispiele für die Wiederverwendung der Überreste alter verfallener Bauten – *nota bene* nicht nur von Kirchen! – für die Zwecke der neuen Religion finden, besonders in den südlichen Teilen dieser ehemaligen Provinz. Das wichtigste Beispiel, die Baugeschichte der St.-Iräneus-Kirche von Sermion (Sremska Mitrovica, SRB)<sup>216</sup> werden wir in einem besonderen Kapitel unserer Arbeit schildern. Hier möchten wir an ein anderes Beispiel aus der Stadt Fünfkirchen (Pécs, H) erinnern. Es ist in den spärlichen schriftlichen Quellen der ungarischen Staatsgründungszeit nicht tradiert, aber durch archäologische Forschungen sichergestellt, dass sich die erste – oder aber eine der ersten – Kirchen des neubegründeten Bistums in einem spätantiken Grabbau, in der sog. *cella trichora* Nr. 1<sup>217</sup>, nach einer anderen Meinung aber in der *cella septichora*<sup>218</sup> – befand. Während der archäologischen Erschließung der *cella trichora* Nr. 1. wurden die Spuren einer Ausmalung aus dem 11. Jahrhundert gefunden und dokumentiert. Da sich dieser Grabbau teilweise unter dem westlichen Eingang der Kathedrale von Fünfkirchen befand, muss man zwingend annehmen, dass die Wiederherstellung der spätantiken Grabkammer dem Bau der Kathedrale in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts voranging.

Ein beträchtlicher Teil der neugebauten Kirchen im früharpádenzeitlichen Ungarn hat Vorbilder aus dem römisch-deutschen Reich. Wir möchten auf drei Beispiele hinweisen: zunächst auf die Kirche der Benediktinerabtei von Sanktmartinsberg (Pannonhalma, H)<sup>219</sup>, dann auf die oben erwähnte Kathedrale von Fünfkirchen<sup>220</sup> und schließlich auf die fünfte Bauphase der Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei von Szer (Pusztaszer, H)<sup>221</sup>.

Die Abteikirche von Sanktmartinsberg ist sicherlich eine der ältesten Kirchen des ungarischen Königtums, da die Abtei selbst noch in der letzten Phase der Regierung des Großfürsten Geysa/Géza (972-997) gegründet wurde<sup>222</sup>. Die Rekonstruktion der ersten Bauphase dieser Abteikirche ist eine sehr schwere Aufgabe, da die

<sup>214</sup> Kniezsa 1942, 175-176.

<sup>215</sup> Biedermann 1992. – von Padberg 1998; 2003.

<sup>216</sup> Popović V. 1966, 136-137; 1967, 132-138; 1975, 265-270.

<sup>217</sup> Die Präsentation der neuen Grabungsergebnisse und eine Durchsicht der älteren Literatur: Tóth Zs. 2015, 1-31. – Die wichtigste Darstellung des Baues in deutscher Sprache: Jacobsen/Schaefer/Sennhauser 1971, 130 nicht nummerierte Abb. – Ein neuer Überblick über das frühchristliche Gräberfeld der römischen Stadt Sopianae: Nagy L. 2013, 1-12.

<sup>218</sup> Buzás 2013, 1-6.

<sup>219</sup> László 1996, 143-169. – Szakács 1997, 149-152. – Eine kurze Auswertung der neuesten Grabungsergebnisse: Szakács 2000b, 69; 2012b, 754.

<sup>220</sup> Gerevich T. 1938, 51-53. – Marosi 1983, 21-22 Abb. 22. – Buzás 2013, 6-10.

<sup>221</sup> Trogmayer 1998; 2001, Abb. 6. – Siehe noch Tóth M./Takács I. 2001, 383-384. 385 Abb. 2.

<sup>222</sup> Takács I. 2000b, 618.

späteren Umbauten die Überreste der ersten Grundmauern entweder zerstört oder aber in sich integriert haben. Erst während der Ausgrabungen der 1990er bekam man ein klares Bild über den Bauplan der ersten Bauphase, besonders in den westlichen Teilen der Kirche<sup>223</sup>. Es steht fest, dass diese Abteikirche schon dieselben Ausmaße hatte wie die heutige Kirche, d. h. wie die Bauphase des 13. Jahrhunderts. Die Kirche war also schon zu ihrer Entstehungszeit eine dreischiffige Basilika mit einem Hochchor und einer Krypta an ihrer Ostseite. Der östliche Abschluss dieses Chores ist wegen der Umbauten des 13. Jahrhunderts noch unsicher. Dagegen kann man mit voller Sicherheit sagen, dass die Abteikirche von Sanktmartinsberg eine Apsis an ihrer Westseite hatte, da ein beträchtlicher Teil ihrer Grundmauern unter dem Turm des 19. Jahrhunderts ausgegraben werden konnte. Die Abteikirche von Sanktmartinsberg wiederholte also in ihrer Baugestaltung den Bauplan der Basilika mit zwei Chören an ihrer Ost- und Westseite<sup>224</sup>, die im römisch-deutschen Reich um die Jahrtausendwende mehrere Parallelen besitzt; erwähnt seien hier nur die Beispiele des Mainzer Domes<sup>225</sup> oder der Abteikirche St. Michael in Hildesheim<sup>226</sup>. Allerdings hatte die Abteikirche von Sanktmartinsberg viel geringere Ausmaße als ihre deutschen Parallelen. Sie ist sozusagen als eine Übernahme des genannten Raumkonzepts in einer verkleinerten Form zu verstehen.

Die ersten zwei Bauphasen der Kathedrale von Fünfkirchen sind nicht mit Sicherheit rekonstruierbar. Die Kathedrale dürfte nach den neuesten baugeschichtlichen bzw. bauarchäologischen Untersuchungen schon vor der Errichtung der dritten bis die modernen Zeiten erhaltenen Bauphase eine dreischiffige Basilika gewesen sein<sup>227</sup>. Diese Basilika wurde nach dem Brand im Jahre 1064, vielleicht aber erst im 12. Jahrhundert als eine dreischiffige Basilika aufgebaut, mit einem einfachen Chor an ihrer Ostseite, der nur aus einer halbrunden Apsis bestand<sup>228</sup>. Dieser Teil der Kathedrale war auch vertikal gegliedert. Die Kathedrale verfügte nämlich über eine Hallenkrypta<sup>229</sup>, die sich über das ganze östliche Drittel des Bauwerks erstreckte. In westlicher Richtung war die Kirche mit einer einfachen Wand verschlossen, die später zu einer gegliederten Westfassade umgebaut wurde. Schon 1876 äußerte Henszlmann in der ersten Darstellung der Architekturgeschichte Ungarns den Gedanken, dass sowohl die erste Bauphase der Kathedrale von Fünfkirchen als auch die erste Bauphase der Kathedrale von Kalocsa genau wie die erste Bauphase der Propsteikirche von Stuhlweißenburg (Székesfehérvár, H) vier Türme gehabt habe<sup>230</sup>. Da sich aber diese Überlegungen zur Baugestaltung nicht auf Fundamentreste, sondern nur und ausschließlich auf eine Darstellung dieser Propsteikirche in der Ungarischen Bilderchronik des 14. Jahrhunderts stützen konnte<sup>231</sup>, wurde sie zu Recht kritisiert und abgelehnt, auch wenn die Kathedrale von Fünfkirchen nach ihrer neoromanischen Restaurierung Ende des 19. Jahrhunderts tatsächlich an ihren vier Ecken vier Türme erhalten hat<sup>232</sup>.

Das dritte Beispiel, die fünfte Bauphase der Abteikirche von Szer ist schwer zu deuten. Es handelt sich um einen völlig zerstörten und nur durch die Ausgrabung ihrer Grundmauer rekonstruierbaren Bau, der – noch dazu – laut der Fundinterpretation von Ottó Trogmayer in sehr kurzen Intervallen mehrmals gründlich umgebaut wurde<sup>233</sup>. Die fünfte Bauphase der Abteikirche von Szer besaß<sup>234</sup> ein einschiffiges, also nicht mit Säulenarkaden getrenntes Langhaus und auch zwei Apsiden jeweils an ihrer östlichen sowie westlichen Seite.

<sup>223</sup> László 1996, 143-169.

<sup>224</sup> Kubach 1975, 117.

<sup>225</sup> Mann 1961, 202-203 Anm. 245. – Kubach 1975, 283 Abb. 338.

<sup>226</sup> Kubach 1975, 117 Abb. 121-122.

<sup>227</sup> Buzás 2013, 6 Abb. 7. – Die früheren Auffassungen: Gerevich T. 1938, 51-53 sowie Marosi 1983, 21-22 Abb. 22.

<sup>228</sup> Buzás 2013, 10-28. – Die früheren Auffassungen: Gerevich T. 1938, 51-53. – Marosi 1983, 21-22 Abb. 22.

<sup>229</sup> Szakács 2012a, 699-704.

<sup>230</sup> Henszlmann 1876, 50.

<sup>231</sup> Henszlmann 1876, 91. – Chron. Hungar. comp. saec. XIV 67, SRH I, 317. – Mezey 1964, 141.

<sup>232</sup> Beschreibung des Bauzustandes nach dem Umbau von 1882-1891: <https://pecsiegyhazmegye.hu/latnivalok/szekesegyhaz> (21.5.2018). Die wichtigsten Angaben über die romanische Basilika und über die Ziele des Umbaus am Ende des 19. Jhs.: Tóth M. 1978c, 43-59; 1983, 429-455; 1994a, 5-12; 1994b, 123-147. – Marosi 2004, 233-252.

<sup>233</sup> Tóth M./Takács I. 2001a, 383-384. 385 Abb. 2.

<sup>234</sup> Trogmayer 1998; 2001, Abb. 6.

O. Trogmayer hat dieses Raumkonzept mit dem Klosterplan von Sankt Gallen verglichen, was im Grunde genommen richtig ist, obwohl die Benennung einschiffige Kirche mit zwei Chören an ihrer Ost- und Westseite mehr zutreffend wäre. Es ist noch hinzuzufügen, dass O. Trogmayer seine Ergebnisse vor der Durchführung der Grabungen in Sanktmartinsberg<sup>235</sup> publizierte, als es noch so schien, als ob das Raumkonzept mit zwei gegenüberliegenden Apsiden in Ungarn nur ein einziges Beispiel habe. Jedoch behindert die unterschiedliche Chronologie eine gemeinsame Auswertung der Kirchen von Sanktmartinsberg und Szer. Denn die erste Bauphase der Kirche von Sanktmartinsberg stammt von der Jahrtausendwende. Die fünfte Bauphase der Kirche von Szer wurde Ende des 11. Jahrhunderts oder aber schon im 12. Jahrhundert verwirklicht. Dieses Raumkonzept war auch in der Architektur des römisch-deutschen Reiches langlebig, seine Beispiele sind zwischen dem Ende des 9. Jahrhunderts bis zum 12. Jahrhundert datierbar.

Nicht nur im römisch-deutschen Reich, sondern auch bei seinen östlichen Nachbarn gab es frühmittelalterliche Kirchen, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Vorbilder für einen Teil der sakralen Bauten im Ungarn des 11. Jahrhunderts gedient haben. Die Auswertung der ungarischen Rotunden<sup>236</sup> hat die vermittelnde Rolle Polens, Böhmens und Dalmatiens gezeigt. Wir möchten die Problematik der Rotunden in einem besonderen Kapitel unserer Arbeit ausführlich schildern. Hier soll nur auf zwei Fakten allgemeinerer Art hingewiesen werden. Es ist erstens kaum zu leugnen, dass die oben genannten drei Länder in erster Linie Vermittler der genannten Raumgestaltung waren. Im Fall von Dalmatien ist Italien oder aber das Byzantinische Reich als Ursprungsland zu betrachten. In der Architektur Polens und Böhmens wurde die Rotunde aus der Architektur Großmährens, im Großmähren aber entweder aus Dalmatien oder aber aus dem römisch-deutschen Reich übernommen<sup>237</sup>. Zweitens sei an eine in der slowakischen Literatur häufige Äußerung erinnert. Oft werden hier die Rotunden des 11. oder 12. Jahrhunderts der nördlichen Teile des Karpatenbeckens aus der Architektur Großmährens abgeleitet<sup>238</sup>. Man darf aber nicht vergessen, dass Großmähren ein Reich des 9. Jahrhunderts war, und daher besteht eine mindestens 100 Jahre lange chronologische Lücke zwischen den Rotunden dieses Machtgebildes und denen des werdenden ungarischen Königreichs.

Ein beträchtlicher Teil der ungarischen Kirchen des 11. Jahrhunderts zeichnet sich durch sehr einfache Formen aus (**Abb. 1; 6-9; 12; 16; 18c** usw.). Diese Formgebung wurde 1943 von Dezső Dercsényi anhand der Propsteikirche von Stuhlweißenburg (Székesfehérvár, H) analysiert. Gerevich hatte die Formgebung dieser Kirche als archaisch bezeichnet und aus der Architektur Italiens abgeleitet<sup>239</sup>. In einem weiteren Kapitel unserer Arbeit werden wir eben diese Kirche analysieren, wobei wir zu einem anderen Ergebnis kommen werden. Die Überlegung Dercsényis ist gleichwohl sehr wichtig, weil er als erster aufgrund der Raumgestaltungen der Sakralarchitektur des 11. Jahrhunderts auf die italienischen Beziehungen der Raumgestaltungen ausdrücklich verwiesen hat.

Ein weiterer Schritt in der Analyse der italienischen Beziehungen der Sakralarchitektur Ungarns im 11. Jahrhundert wurde durch die Regionalisierung des Problems gemacht, nämlich durch eine auf die verschiedenen italienischen Gebieten konzipierten Suche nach möglichen Vorbildern. Selbst Dezső Dercsényi hat schon diese Annäherungsweise benutzt, als er seine Suche nach Parallelen auf Rom, Ravenna und die Toskana reduzierte. László Török betonte 1970 die Wichtigkeit Süditaliens oder der Umgebung Reginis und Ravnennas für die Interpretation der Raumgestaltung der Abteikirche von Szekszárd<sup>240</sup>.

Ferner gab wiederum die Analyse der Steinmetzornamentik Anhaltspunkte für die Suche nach weiteren möglichen »Kontaktzonen«. Das mehrfache Vorhandensein der weiter unten noch mehrmals zu analysierenden

<sup>235</sup> László 1996, 143-169.

<sup>236</sup> Gervers-Molnár 1972, 26-35.

<sup>237</sup> Richter 1965, 121-360.

<sup>238</sup> Habovštiak 1985, 149.

<sup>239</sup> Dercsényi 1943a, 33-34.

<sup>240</sup> Török L. 1970, 115.



**Abb. 2** Kapitelle mit Blätterornamentik des Typs *acanthus spinosus* aus den Grabungen der Abtei von Dombó (Novi Rakovac, SRB). – (Nach Nagy S. 1974, Abb. 54; 1987, Taf. XVIII Abb. 49).

Bauten mit nicht überprüfbarer Raumgestalt, also die Kathedralen von Gran (Esztergom, H)<sup>244</sup> (Abb. 5a-b) sowie Wesprim (Veszprém, H)<sup>245</sup>, aber auch die Überreste der Abteikirche von Nagyecsed-Sárvármonstora (H)<sup>246</sup> scheinen keine ausführlicheren Daten geben zu können. Alle drei Kirchen dieser Gruppe dürften am ehesten in ihren ersten Bauphasen dreischiffige Basiliken mit drei halbkreisförmigen Apsiden gewesen sein, diese Feststellung ist aber wegen des heutigen Bauzustandes, oder aber – im Fall von Nagyecsed<sup>247</sup> – wegen der fraglichen Stellen der Grabungsdokumentation und ihrer Interpretation nicht überprüfbar, was mit der Raumgestaltung der frühromanischen Kirchen Norditaliens, der Kvarner-Bucht oder Norddalmatiens identisch ist, wo die Vorbilder dieser Kapitelle noch in ihrem ursprünglichen Baukontext stehen. Die Lage des Kapitells aus der Kirche der ehemaligen Abtei von Dombó (Novi Rakovac, SRB)<sup>248</sup> (Abb. 2), scheint etwas Besonderes zu sein, sie passt aber trotzdem zur genannten Tendenz. Hier wurde nämlich in einer ehemaligen dreischiffigen Basilika, die in ihrer ersten Bauphase auch über drei halbrunden Apsiden und eine Krypta verfügte<sup>249</sup>, ein kleines Kapitell des Typs *acanthus spinosus* als Bestandteil der inneren Ausstattung – vielleicht als Teil eines Lettners<sup>250</sup> – benutzt.

Kapitelle des Typs *acanthus spinosus*<sup>241</sup> (Abb. 2, 37) in Ungarn wirft die Frage auf, inwiefern Kirchen mit den Vorbildern aus dem oberen Adriagebiet in der Sakralarchitektur Ungarns des 11. Jahrhunderts in großen Mengen vorhanden waren. Es ist diesbezüglich festzustellen, dass die überwiegende Mehrheit der Kapitelle dieser Art im Ungarn des 11. Jahrhunderts entweder aus ungewissem Baukontext, oder aber aus Bauten stammt, deren Raumgestaltung bezüglich des 11. Jahrhunderts nicht mit Sicherheit rekonstruierbar ist. Nur ein einziges Kapitell, das aus Feldebrő, H (Abb. 37), steht noch immer in seinem mittelalterlichen Kontext, nämlich über einer Säule in der Krypta der genannten Kirche<sup>242</sup>. In einem weiteren Teil unserer Untersuchung werden wir die Kirche von Feldebrő noch ausführlicher analysieren. Hier sei nur erwähnt, dass die Größe der Säule dieses Kapitells darauf hinweist, dass dieses architektonische Element vielleicht erst sekundär in die Krypta von Feldebrő geraten ist<sup>243</sup>. Ein anderer Teil der Kirchen mit derartigen Kapitelle, die Gruppe der

241 Marosi 1984, 16. 218 Anm. 16.

242 Szakács 2000a, 20-22.

243 Die Einzelheiten der Debatte über diese Säule wurden thematisiert in Szakács 2000a, 20-21 Anm. 43.

244 Die Rekonstruktion der ersten Bauphase dieses Gebäudes dürfte hypothetisch bleiben, da der Bau während der osmanischen Zeit zusammenstürzte und seine Überreste vor 1820 abgetragen wurden. So sind die Abmessungen des 18. sowie des frühen 19. Jhs. die einzige Quelle für die Rekonstruktion. Die Rekonstruktion wurde von István Horváth und Ernő Marosi durchgeführt: Horváth/Kelemen/Torma 1979, 103 Abb. 16. – Marosi 1984, 13-42. – Horváth I. 2000, 578 Abb. 382; 2015, 243-244.

245 Tóth M. 1993-1994, 328-331. – Tóth S. 1998, 50-51. – Szakács 2000a, 17-19; 2000b, 71.

246 Magyar K. 1984, 147-186. – Havasi 2011, 26-59.

247 Die problematischen Stellen der Dokumentation wurden auch in der neuesten Analyse des Baues thematisiert: Havasi 2011, 27. 34-36. 55 Anm. 8.

248 Nagy S. 1987. – Takács M. 2000, 526 Abb. 3.

249 Nagy S. 1987, Kartenbeilage.

250 Für diese Deutung der Steinmetzarbeiten aus Dombó plädierte: Stanojev 2000, 383-428.

Wir haben die Beziehungen der ungarischen Sakralarchitektur des 11. Jahrhunderts zu Byzanz ausschließlich deswegen an das Ende der Aufzählung der Vorbilder gestellt, weil wir uns im Weiteren mit dieser Problematik beschäftigen möchten. Die in den weiteren Kapiteln zu schildernden byzantinischen Beziehungen der ungarischen Architektur haben nämlich eine Bedeutung, die – unserer Meinung nach – fast gleichwertig zu den Beziehungen zum römisch-deutschen Reich oder aber zu Italien war.

Es wäre voreilig, schon hier die Beziehungen zur Architektur von Byzanz ausführlich zu schildern, eine Tour d'Horizon über die Literatur ist trotzdem unentbehrlich. Für unsere Untersuchung sind natürlich nicht nur die allgemeinen Analysen wichtig, sondern auch jene, die gezielt nach Hinweisen auf die ungarisch-byzantinischen Beziehungen suchten. Die Problematik der byzantinischen Beziehungen der Sakralarchitektur der frühen Árpádenzeit gehört zur »ewigen Fragen« der ungarischen Kunstgeschichte. Zu ihr haben sich fast alle Forscher geäußert, die den architektonischen Nachlass des árpádenzeitlichen Ungarns, und in Sonderheit den des 11. Jahrhunderts, im tieferen Sinne analysiert haben<sup>251</sup>. Deswegen kann diese Literatur auch nicht in ihrer vollen Breite dargestellt werden. Wir können gleichwohl die Ergebnisse nach gewissen Kriterien einordnen und die wichtigsten Fragestellungen vorstellen.

In der Erforschung der byzantinischen Beziehungen der ungarischen Sakralarchitektur des 11. Jahrhunderts ist ein radikaler Paradigmenwechsel zu beobachten: Am Anfang steht das Urteil Aladár Ballagis aus dem Jahre 1877, der die Möglichkeit der Übernahme von byzantinischen Vorbildern in der Architektur Ungarns *a priori* ausgeschlossen hatte<sup>252</sup>. Im Zentrum seiner Argumentation stand die Tatsache, dass sich König Stephan zur Annahme des lateinischen Christentums entschlossen hatte, welche – laut Ballagi – jegliche Übernahme von architektonischen Vorbildern aus der Welt des orthodoxen Christentums grundsätzlich ausgeschlossen habe, denn schon zur Jahrtausendwende, also in einer Zeit, als sich das Schisma von 1054 und seine Folgen noch nicht abzeichneten, seien die Welt des westlichen und die des östlichen Christentums einander völlig entfremdet gewesen.

Gut 100 Jahre später sprach sich dann 1978 Melinda Tóth in völliger Abkehr von dem älteren Paradigma dafür aus, dass die Mehrheit der Ornamente der Steinmetzarbeiten des frühárpádenzeitlichen Ungarns gerade aus der byzantinischen Kunst abzuleiten sei<sup>253</sup>.

Um beide Äußerungen richtig verstehen zu können, ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass Aladár Ballagi schon zu Lebzeiten nicht zur führenden Schicht der ungarischen Architekturforschung gehörte, während Melinda Tóth über mehrere Jahrzehnte einige grundlegende Analysen vorlegte<sup>254</sup>. Trotz dieser Diskrepanz zeigen die beiden Äußerungen selbst durch ihre Chronologie die Richtung der Entwicklung der ungarischen Architekturgeschichte auf. Die Argumentation für die Möglichkeit der Übernahme von byzantinischen Elementen wurde nach und nach stärker, wenn auch leider nicht ohne Verzögerungen, und – was auch sehr charakteristisch ist – die Äußerungen beruhten in der Regel auf einer Analyse der Ornamentik der Steinmetzarbeiten. Im Jahre 1896 wurde anlässlich der Millenniumsfeier der ungarischen Landnahme eine Reihe von Ausstellungen in Budapest mit dem ehrgeizigen Ziel organisiert, die wichtigsten Kunsterzeugnisse des Landes zu präsentieren<sup>255</sup>. Auch mittelalterliche Steinmetzarbeiten wurden aus diesem Anlass gesammelt und ausgestellt, wobei ein besonderes Augenmerk auf dem frühesten Horizont dieser Denkmäler lag. Péter Gerecze

251 So z.B. Gerevich T. 1938, 15-16. – Csányi 1951, 25-40. – Marosi 1978, 39-49. – Tóth M. 1978a, 33-34; 1988, 122 Anm. 5.

252 Ballagi 1877, 243-244: » [...] a byzanczi egyházi építészet az egész középkoron át egyáltalán nem folyt be a miénkbe. [...] a római egyházhoz tartozó Magyarországnak nem lehetett elfogadnia a byzanczi ízlést« (»Die byzantinische kirchliche Architektur hat sich während des ganzen Mittelalters nicht in

unsere [d. i.: ungarische] Baukunst eingemischt [...] das zur römischen Kirche gehörende Ungarn konnte den byzantinischen Geschmack nicht akzeptieren«).

253 Tóth M. 1978a, 33-34.

254 Tóth M. 1978a, 29-51; 1980, 425-437; 1988, 113-132.

255 Der Katalog der historischen und archäologischen Denkmäler der Millenniums-Landesausstellung des Jahres 1896: Czobor/Szalay 1901-1903.

verfasste über die Ornamentik dieser architektonischen Elemente eine Überblicksdarstellung, in der er zu einer durchaus sinnvollen Schlussfolgerung gelangte<sup>256</sup>. Als erster hat er die These der italienischen Herkunft der ungarischen Steinmetzkunst formuliert. Er schrieb zwar über die italienischen Vorbilder der Ornamentik, aber leider ohne konkrete Parallelen einzelner Steinfragmente zu nennen; die italienischen Baudenkmäler wurden nur ganz im Allgemeinen erwähnt. P. Gerecze ging auch nicht auf die Frage der Beziehungen der Ornamentik in der Steinmetzkunst des frühmittelalterlichen Italiens ein. So konnte der zeitgenössische Leser eher nur ahnen, dass die Erwähnung von Italien auch nach Byzanz weisen könnte, da bereits Ende des 19. Jahrhunderts bekannt war, dass sich die italienische Renaissancemalerei des 13. Jahrhunderts zu einem guten Teil vor dem Hintergrund der byzantinischen Kunst entwickelt hatte<sup>257</sup>.

Es ist zu bedauern, dass sich die Erforschung der Steinmetzarbeiten in den nächsten 70 Jahren von den Gedanken P. Gereczes lossagte. Anstatt nach konkreteren Vorbildern für die Ornamente der einzelnen Steinfragmente zu suchen, wurde eine nur scheinbar logische, aber trotzdem verfehlte Interpretation zum Paradigma einer Forschungsrichtung, an deren Anfang eine 1927 verfasste kurze Bemerkung von Kornél Divald stand, die in einem repräsentativen, aber trotzdem mit populärwissenschaftlichen Absichten geschriebenen Überblick über die ungarländische Kunst im Mittelalter erschienen ist<sup>258</sup>. K. Divald äußerte sich ganz explizit über die Herkunft der Steinmetzkunst im Ungarn des 11. Jahrhunderts, indem er die Pflanzenornamentik der Steinfragmente (**Abb. 2-3**) aus der Pflanzenornamentik der Toreutik der landnehmenden Ungarn des 10. Jahrhunderts ableitete. Er nannte sogar die Pflanzenornamentik der Steinmetzkunst des 11. Jahrhunderts Palmettenornamentik, um ihre Beziehungen zur Palmettenornamentik der Metallkunst des 10. Jahrhunderts zu unterstreichen. Die offensichtliche chronologische Diskrepanz sowie der völlig andersartige Kontext der zwei Denkmalgruppen spielte beim Abfassen dieser Arbeit offensichtlich keine Rolle. Divalds Gedanke erlangte dadurch eine breitere Rezeption, indem er von Tibor Gerevich 1938 in seinem monumentalen Überblick über die árpádenzeitliche Kunst Ungarns akzeptiert wurde<sup>259</sup>. Es ist kaum zu leugnen, dass das Werk T. Gerevichs eine der besten, auch heute noch brauchbaren Zusammenfassungen über die Kunst Ungarns im 11.-13. Jahrhundert darstellt. Trotzdem steht auch fest, dass T. Gerevich die Vorbilder der Ornamentik der Steinmetzarbeiten des 11. Jahrhunderts nicht richtig gesehen hatte, als er über die Möglichkeit des Weiterlebens der Kunst der Landnahmezeit schrieb. Gerevich formulierte diese Ansicht seltsamerweise, nachdem er in einer seiner früheren Studien über die Möglichkeit der Wiederbelebung der antiken ornamentalen Vorbilder in der Architektur des frühárpádenzeitlichen Ungarns gehandelt hatte, wobei er ausdrücklich die Vermittlungsrolle Italiens unterstrich<sup>260</sup>.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges spaltete sich die Analyse der Ornamentik der Steinmetzarbeiten des 11. Jahrhunderts in zwei Forschungsrichtungen auf. Die erste war eine gewissermaßen nationalromantische Richtung, welche die Hypothesen von K. Divald und T. Gerevich in den nächsten drei Jahrzehnten fast ohne jeglichen Änderungen mehrmals wiederholte<sup>261</sup>. Die zweite Richtung bildeten jene Forscher, die den Kontext der Steinmetzarbeiten des 11. Jahrhunderts nutzten, um die Beziehungen Ungarns mit Ost- bzw. später auch Südosteuropa hervorzuheben<sup>262</sup>. Es ist offensichtlich, dass beide Forschungsrichtungen zutiefst durch die Politik, nämlich durch die Einordnung Ungarns in den Kreis der Satellitenstaaten der Sowjetunion beeinflusst waren. Die national-romantische Richtung war eine negative Reaktion gegen diesen Prozess, die

<sup>256</sup> Gerecze 1896, 241.

<sup>257</sup> Die Frage nach den byzantinischen Wurzeln der italienischen Renaissancemalerei füllt ganze Bibliotheken. Ein detaillierter Überblick über die Masse der Literatur würde uns zu weit von unserem Thema wegführen. Deswegen möchte ich nur auf eine einzige Studie hinweisen, welche die byzantinischen Beziehungen Venedigs im 12.-14. Jh. behandelt. Es wird also

eine Stadt analysiert, deren Architektur in unserer Untersuchung eine sehr wichtige Rolle spielen wird: Klein 2010, 193-225.

<sup>258</sup> Divald 1927, 15.

<sup>259</sup> Gerevich T. 1938, 12.

<sup>260</sup> Gerevich T. 1930.

<sup>261</sup> So z. B. auch Dercsényi 1970, 31.

<sup>262</sup> Zádor 1972, 185-190.

**Abb. 3** Fries mit »zweiteiligen« Palmetten aus den Grabungen der Abtei von Pilisszentkereszt (H). – (Foto ©Fotothek des Arch. Instituts der UAW – Geisteswissenschaftliches Zentrum).



positive aber akzeptierte die neuen Machtverhältnisse und versuchte, eine »historische« Begründung zu liefern. In beiden Fällen ging es um Inhalte, die weit über die vergleichende Analyse der Pflanzenornamentik des 10. bzw. 11. Jahrhunderts hinausragten. Man kann sagen, dass die Problematik der Palmettenornamentik eher ein vorgeschobener Grund war, um sich über die politischen Fragen des 20. Jahrhunderts äußern zu können.

Wie bereits erwähnt, neigte man zur ständigen Wiederholung der Gedanken Tibor Gerevichs, wenn die inneren, gewissermaßen »autochthonen« Wurzeln der in Stein gemeißelten Palmetten des 11. Jahrhunderts behauptet wurden. Man darf freilich nicht unterschlagen, dass die Anhänger der These der ost- bzw. südosteuropäischen Wurzeln der Pflanzenornamentik des 11. Jahrhunderts durchaus auch neue Argumente zu finden versuchten. So versuchte z. B. Mihály Zádor, die Ornamentik der ungarischen Steinmetzarbeiten des 11. Jahrhunderts aus dem ersten Bulgarischen Reich abzuleiten<sup>263</sup>, und er bot als Beweis einige bestimmten Steinmetzarbeiten aus Pliska und Veliki Preslav an, die als Vorbilder für Ungarn gedient hätten. Diese Argumentation hat aber zwei entscheidende Fehler. Einerseits weist die Ornamentik der als Parallelen angeführten ungarischen Steinfragmente keine Merkmale auf, die der Verzierung der bulgarischen Fragmente wirklich nahestünden. Andererseits gibt es auch eine chronologische Diskrepanz, denn die bulgarischen Steinfragmente wurden im letzten Drittel des 9. bzw. in den ersten zwei Dritteln des 10. Jahrhunderts gehauen, wohingegen in Ungarn ihre vermutete Parallelen nicht vor der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstanden sind.

Die ungelöste und gleichzeitig in verschiedenen Richtungen interpretierte Problematik der Herkunft der Ornamentik der vorromanischen Steinmetzarbeiten erheischte es, dass sich Ende der 1960er, Anfang der 1970er gleich vier Forscher um ihre Lösung bemühten, nämlich László Török<sup>264</sup>, Melinda Tóth<sup>265</sup>, Ernő Marosi<sup>266</sup> und

<sup>263</sup> Zádor 1960. Die wichtigsten Thesen dieser Arbeit sind zusammengefasst in: Dercsényi 1970, 90. Siehe noch: Zádor 1972, 185-190.

<sup>264</sup> Török L. 1970, 98-101 Abb. 2-8.

<sup>265</sup> Tóth M. 1978a, 29-51; 1980, 425-437; 1988, 113-132. Über die Persönlichkeit und die Wirkung dieser Forscherin siehe: Jékely 2013.

<sup>266</sup> Marosi 1984, 16. 218 Anm. 16.

Sándor Tóth<sup>267</sup>. Diese vier Kunsthistoriker untersuchten das Thema zwar zur gleichen Zeit, aber voneinander unabhängig. Ernő Marosi hat große Verdienste mit einer Einordnung des Denkmalmaterials in zwei Hauptgruppen erworben<sup>268</sup>. Er stellte nämlich fest, dass es sich bei der Palmettenornamentik der Steinfragmente des 11. Jahrhunderts nicht nur um ein, sondern um zwei ornamentale Muster handelte. Das eine Muster, die Pflanzenornamentik der Kapitelle, ist eigentlich keine Palmette, sondern das schon erwähnte Akanthusblatt mit Dornen, der sog. *acanthus spinosus* (**Abb. 2**). Nur das zweite Muster ist mit seinen ziemlich kurzen und steilen, kerbschnittartig geformten Blättern, aber auch mit seinen einfachen, im Querschnitt halbrunden Ranken, die die einzelne Blättersträuße miteinander verbinden, recht eigentlich ein Palmettenmotiv (**Abb. 3**). Da die Blättersträuße in zwei Reihen verteilt sind, wird diese Ornamentik auch als eine »zweiteilige« Palmette bezeichnet<sup>269</sup>.

Auch der Ursprung dieser zwei ornamentalen Motive erwies sich als nicht einheitlich. Die Vorbilder der steilen Akanthusblätter der Kapitelle sind leichter zu verfolgen. Wie Ernő Marosi stichhaltig argumentierte, sind die ungarischen Kunstdenkmäler dieser Art aus dem sog. *caput Adriæ*, also aus dem nördlichen Abschnitt der Adriaküste abzuleiten<sup>270</sup>. Ernő Marosi akzeptierte die Beweisführung H. H. Buchwalds<sup>271</sup> und entwickelte sie weiter. So bekam der Umbau der Kathedrale von Aquilea (I) unter Patriarch Poppo (1019-1045) nicht nur für Norditalien eine führende Rolle, sondern es wurden die hiesige Kapitelle auch beim Transfer des betreffenden Musters nach Ungarn als Ausgangspunkte betrachtet. Die Analyse des »zweiteiligen« Palmettenfrieses erbrachte allerdings keine derartig eindeutigen Ergebnisse, und die oben genannten Forscher waren auch darin nicht einig, ob die Vorbilder dieser Ornamentik irgendwo im Bereich des Byzantinischen Reiches oder aber in Italien zu finden seien.

Es soll hier auch erwähnt werden, dass Melinda Tóth einen kurzen, aber aufschlussreichen Beitrag über die Ornamentik der Steinfragmente aus der Abtei Szekszárd (H) publizierte<sup>272</sup> (**Abb. 4**), in dem sie dezidiert als Schlussfolgerung ihrer Analyse formulierte, dass die dem Farnkraut ähnelnde Blätterornamentik eines massiven Kapitells von Szekszárd aus Venedig abzuleiten und dass die Ornamentik des Denkmals der Dogaresa Felicitas Michiel (gest. 1101) im Atrium von San Marco in Venedig<sup>273</sup> als ein Bindeglied zu betrachten sei.

In den letzten drei Jahrzehnte hat man bezüglich der beiden Ornamente nur noch einige Einzelheiten klären können, obwohl eine große Menge von neugefundenen oder aber neupublizierten Steinfragmenten vorgelegt worden ist<sup>274</sup>. In der ersten Phase der Untersuchung der Kapitelle mit dornigen Akanthusblättern schien jener Umstand keine große Bedeutung zu haben, dass selbst H. H. Buchwald auf Beispiele aus anderen italienischen Städten (so z. B. aus Pavia) für die korinthisierende Kapitelle dieses Typs verwies. Die weitere Verfolgung der Literatur hat aber gezeigt, dass der Ursprung der Kapitelle mit dornigen Akanthusblättern nicht im Dom von Aquileia, auch nicht im nördlichen Adriagebiet, sondern letztendlich und tatsächlich in Byzanz zu suchen sei, konkreter in der Umgebung von Konstantinopel<sup>275</sup> oder aber in Jerusalem<sup>276</sup>. Ferner wurde, was das *caput Adriæ* betrifft auch ein anderer Umstand klar. Nicht Aquileia oder aber Pavia, son-

267 Tóth S. 1963, 115-141; 1976; 1977, 29-39; 1990, 147-187; 1993-1994, 327-345; 1994a, 54-71; 2001a, 229-266. – Über seine Persönlichkeit und Wirkung siehe: Marosi 2007, 193-212.

268 Marosi 1984, 16. 218 Anm. 16.

269 Tóth S. 2010, 211. – Die wichtigsten Merkmale dieser Ornamentik wurden in deutscher Sprache zusammengefasst in: Takács 2010, 411-414. – Eine neue Zusammenfassung über diese Ornamentik, mit der Fragestellung der Rolle der Region des »Medium Regni«: Marosi 2015, 30-32.

270 Marosi 1984, 16. 218 Anm. 16.

271 Buchwald 1966, 147-157. – Aus der neueren Literatur siehe: Barral i Altet 1981a, 351-357. – Jakšić 1983, 203-214. – Dorigo 1992, 237-247. – Jurković 2000b, 32-33. – Jurković/Marić 2012, 154-155. – Trevisan 2012, 484-497. – Szakács 2012b, 755; 2015, 177.

272 Tóth M. 1980, 425-437.

273 Demus 1956, 41-59. – Brenk 2014, 51 Abb. 1. (Das Dogaresa-Grabmal wurde im 13. Jh. gebaut, aus dem Schranken-Material der seitlichen Chorapsiden.)

274 Barral i Altet 1981b, 351-357. – Dorigo 1992, 237-247.

275 Tavano 1978, 515-536.

276 Tóth S. 2001, 236 Abb. 13.



**Abb. 4** Szekszárd (H): Kapitell mit einer dem Farnkraut ähnelnden Ornamentik. – (Nach Tóth M. 1970, 431 Abb. 6).

dern mehr noch Venedig<sup>277</sup> und seine Umgebung vermittelten diesen Kapitelltyp im 11. Jahrhundert nach Ungarn, und zwar möglicherweise nicht direkt, sondern durch die Vermittlung der Städte Norddalmatiens und der Kvarner Bucht<sup>278</sup>. Die Untersuchung einer spezifischen Ornamentik hat also einen der wichtigsten Handelswege des 11. Jahrhunderts nachgezeichnet und die Verbindung Ungarns mit diesem Weg belegt. Im Gegensatz zur Erforschung der Kapitelle brachte die Untersuchung der »zweiteiligen« Palmettenornamentik der Friese keine eindeutige Beweise über deren Herkunft, obwohl es in Mazedonien (d. h. sowohl in der heutigen Republik Mazedonien als auch in der gleichnamigen griechischen Provinz) und in Epiros (GR) zeitgenössische Beispiele für eine sehr ähnlich ausgeführte Pflanzenornamentik gibt<sup>279</sup>, wo man auch zum gewissen Grad auch die »zweiteilige« Ausführung des Frieses beobachten kann. Es ist bemerkenswert, wie Sándor Tóth, der angesehenste Kunsthistoriker der letzten Jahrzehnte, der sich für die Problematik der Palmettenornamentik in allen Phasen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit interessierte<sup>280</sup>, die Problematik des Ursprungs der »zweiteiligen« Palmettenornamentik sogar in seiner letzten, schon postum publizierten Arbeit betrachtete<sup>281</sup>. Er versuchte einen neuen Weg einzuschlagen, damit er die in den 1930er und 1940er Jahren weitgehend thematisierten italienischen Beziehungen aus dem Bereich der Baupläne an die Interpretation der Ornamentik anzupassen versuchte. Er legte in seiner Interpretation großes Gewicht an die Pflanzenornamentik des Nordportals der Kathedrale von Lund (S), da hier der Palmettenfries aus zwei miteinander verbundenen Reihen besteht. Sándor Tóth war sich der Tatsache wohl bewusst, dass der genannte Fries der Kathedrale von Lund frühestens im 12. Jahrhundert entstanden sein konnte, und deswegen versuchte er, die chronologische Diskrepanz zwischen den südschwedischen und ungarischen Denkmälern mit hypothetischen gemeinsamen lombardischen Wurzeln zu erklären, ohne aber konkrete Vorbilder für die zweiteiligen Friese von Ungarn bzw. Lund zu nennen. Unserer Meinung nach ist diese These nur eine vage Arbeitshypothese, solange man die vermutete Verbindung an konkreten Beispielen präsentieren kann.

<sup>277</sup> Dorigo 1992, 237-247.

<sup>278</sup> Takács M. 1997, 165-178; 2000, 523-557.

<sup>279</sup> So z. B. in Glykē (GR): Vanderheyde 1997, 697-719.

<sup>280</sup> Auf diese Tatsache verweist auch die Bibliografie seiner einschlägigen Arbeiten: Tóth S. 1963, 115-141; 1975, 333-334; 1994a, 54-71; 1995, 227-232; 2010, 11-38.

<sup>281</sup> Tóth S. 2010, 37-38. Diese Parallelisierung wird auch akzeptiert von Béla Zsolt Szakács: Szakács 2015, 175 Abb. 8. 178.

Außer in Ungarn hat die Pflanzenornamentik der Steinmetzarbeiten des 11. Jahrhunderts das wissenschaftliche Interesse auch in der Slowakei geweckt, da es in der heutigen Südwestslowakei mehrere Baudenkmäler gibt, die Steine mit dieser Ornamentik enthalten<sup>282</sup>. Die slowakischen Forscher versuchten die Ornamentik dieser Steine in der Regel aus einer spezifischen Dreiecksbeziehung zu interpretieren<sup>283</sup>: Als Wurzeln dieser Pflanzenornamentik nannte man Byzanz, Italien und die lokalen Traditionen der großmährischen Zeit. Die interpretatorische Einbeziehung der Kunst von Byzanz und Italien scheint völlig gerechtfertigt zu sein. Dagegen scheint die Erwähnung der großmährischen Traditionen dieselbe Rolle zu haben wie die Toreutik des 10. Jahrhunderts in der ungarischen Forschung. Die Parallelisierung der zwei Gesichtspunkte wird auch dadurch verstärkt, dass es sich auch im Fall der großmährischen Traditionen um die Pflanzenornamentik der sog. gombiky, der großmährischen runden Zierknöpfe, also um Toreutik handelte.

Wir haben die Debatte über die Palmettenornamentik ausführlich behandelt, da es sich hier nicht nur um eine mehrmals wiederholte These der byzantinischen Herkunft bestimmter Blätterformen handelt, sondern auch deswegen, weil es sich um eine Debatte mit einem sehr gut anwendbaren Konzept handelte, mehrere Denkmäler gleichzeitig und durch einheitlich formulierten Antworten zu deuten.

Die Analyse der Ornamentik kann in dieser Hinsicht auf eine Forschungsgeschichte zurückblicken, die ganz anders als die der Grundrisse der Kirchenbauten im frühárpádenzeitlichen Ungarn ist. Die Untersuchung möglicher Vorbilder jener Kirchengrundrisse stand jahrzehntelang am Rande des wissenschaftlichen Interesses. Auch hier ist der Ausgangspunkt die monumentale Synthese aus dem Jahre 1938 über die Kunst des árpádenzeitlichen Ungarn, in der sich ihr Verfasser Tibor Gerevich mit einer Aussage, die an die Argumentation von Aladár Ballagi erinnert, gegen die Möglichkeit der Übernahme von byzantinischen Vorbildern ausgesprochen hat<sup>284</sup>, mindestens in ihrer direkten Form. Seiner Meinung nach konnten nämlich »byzantinische Elemente« nur durch die Vermittlung Italiens und Dalmatiens in die Kunst des árpádenzeitlichen Ungarns gerieten<sup>285</sup>. Gerevichs Aussage war bis in die 1960er die herrschende Meinung, ungeachtet der Tatsache, dass es auch andere Kulturlandschaften als mögliche Ausstrahlungsgebiete in Betracht gezogen wurden. So schrieb Dezső Dercsényi in den betreffenden Kapiteln seiner monumental konzipierten – zum ersten Mal 1956 erschienenen, bis in die 1970er Jahre aber mehrmals neu aufgelegten – Synthese, dass die ungarische Kunst der Staatsgründungszeit die Impulse aus der Kunst des Karolingerreiches übernahm, und dass diese Impulse das Königtum Ungarn durch die Vermittlung Polens und Böhmens erreicht hätten<sup>286</sup>. Der Einfluss dieser Aussage wurde gewiss auch durch den Umstand vergrößert, dass diese Synthese jahrzehntelang ein ständiger Bestandteil der Literatur der Seminare über die Architekturgeschichte der Árpádenzeit an den Lehrstühlen für Kunstgeschichte der ungarischen Universitäten war.

Was die Möglichkeit betrifft, byzantinische Vorbilder für Grundrisse bestimmter vorromanischer Kirchen aufzufinden, sind sowohl vor als nach 1970 mehrere miteinander nicht zu verbindende Konzeptionen zu notieren. An erster Stelle ist jeweils ein Überblick von Károly Csányi bzw. Ernő Marosi aus dem Jahr 1951 bzw. 1978 zu nennen, da in diesen zwei Werken den Kreis der byzantinischen bzw. byzantinisierenden Architektur im Ungarn des 11. Jahrhunderts klar aufgezeichnet wurde<sup>287</sup>. Da es sich aber in den beiden Fällen um Überblicksdarstellungen handelte, war eine detaillierte Analyse nicht zu erwarten.

282 Oriško 1999, 39.

283 Oriško 1999, 39-40.

284 Vgl. etwa folgende zwei als Axiom formulierte Sätze seines Textes: »Bizáncnak vagy az ortodoxiának nem voltak komoly lehetőségei Magyarországon« (»Byzanz oder die Orthodoxie hatten keinerlei ernsthaften Möglichkeiten in Ungarn«) sowie: »Ebben a megvilágításban helyesbítésre szorul az a régebben túlbecsült szerep, melyet Bizánc művészetünk történetében

betöltött« (»In diesem Licht muss die früher überschätzte Rolle, die Byzanz in der Geschichte unserer [d. i. ungarischer] Kunst hatte, korrigiert werden«). Gerevich T. 1938, 15-16.

285 Gerevich T. 1938, 17: »Bizánci elemek túlnyomóan Itálián és Dalmácián keresztül, s már ottani átfogalmazásban kerültek művészetünk díszlettárába«.

286 Dercsényi 1970.

287 Csányi 1951, 25-40. – Marosi 1978, 39-49.

Leider aber blieben auch später Detailanalysen aus, welche die Argumente minutiös aufgezählt hätten. Stattdessen erschienen allgemeine Äußerungen über die Beziehung der Architektur Ungarns zur Architektur des Byzantinischen oder aber des ersten Bulgarischen Reiches<sup>288</sup>. Diese Äußerungen aus den 1970er Jahren sind jedoch kaum hilfreich, da ihre Verfasser ihre Ansichten ganz pauschal formulierten und in der Regel keine konkreten Hinweise, ja nicht einmal eine Liste der Bauten vorlegten, die in eine vergleichende Analyse einzu-beziehen wäre. Nur ein einziges Detail des archäologischen Befundes, nämlich die Verwendung von Mörtel, bei dem in den Kalk Stückchen von zermahlene Ziegeln eingemischt wurden, wurde als ein Hinweis auf byzantinische Meister betrachtet<sup>289</sup>. Wir werden die fraglichen Punkte dieser Identifizierung weiter unten, im Abschnitt über Rotunden unserer Studie zusammenfassen. Hier sei nur erwähnt, dass Mörtel dieser Art auch in der Architektur des frühmittelalterlichen Italiens verwendet wurde<sup>290</sup>, und er ist sogar an einigen führenden Baudenkmäler des Rheinlandes zu finden, die Einflüsse der lombardischen Architektur zeigen<sup>291</sup>. Als nächstes ist hier der Aufsatz des ehemals im Exil lebenden ungarischen Kunsthistorikern Thomas von Bogyay (1909-1994) aus dem Jahre 1982 zu nennen. Bogyay hat nicht nur für die byzantinischen Vorbilder einiger romanischen Kirchen bzw. Steinmetzwerke Ungarns plädiert, sondern auch die Möglichkeit der Existenz einer Grenzprovinz der byzantinischen Kunst in Donauraum aufgeworfen<sup>292</sup>. Seine Überlegungen blieben leider jahrzehntelang ohne Nachfolger<sup>293</sup>. Man kann nur im 2002 verfassten Überblick über die byzantinischen Beziehungen des mittelalterlichen Ungarns nicht nur einen Verweis auf diese wichtige Studie, sondern auch die Übernahme Bogyays Fragestellung finden<sup>294</sup>.

Erst um die Jahrtausendwende entfaltete sich die Forschungstätigkeit einer neuen Generation ungarischer Kunsthistoriker, die sich für die Sakralarchitektur der Präromanik interessieren. Béla Zsolt Szakács, die führende Persönlichkeit dieser Gruppe, publizierte in den vergangenen Jahren mehrere Gedanken, die wegweisend auf unsere Meinungsbildung wirkten. Er äußerte sich auch über die byzantinischen Beziehungen der Sakralarchitektur der werdenden ungarischen Monarchie<sup>295</sup>, wobei er sozusagen in seiner Meinungsbildung zur These Gerevichs<sup>296</sup> zurückkehrte, wonach die byzantinischen Impulse die ungarische Architektur des 11. Jahrhunderts nur mittelbar, nach Einwirkung der italienischen Architektur erreichen konnten. In unserer Analyse werden wir den Versuch machen – ohne die Wichtigkeit dieser seltsamen »italienischen Filter« infrage zu stellen – diejenige Bauten zu sammeln, die möglicherweise doch auf direkte Beziehungen hinweisen könnten.

Eine weitere Forschungsrichtung entfaltete sich am Lehrstuhl für Architekturgeschichte der Technischen Universität zu Budapest. Hier wurde durch Erzsébet Csemegi-Tompos eine ausführliche Dokumentation der

<sup>288</sup> Dercsényi 1970, 90. – Zádor 1972, 185-190.

<sup>289</sup> Was Ungarn betrifft, war István Möller der Forscher, der dieses Argument 1907 in der Meldung über die Bauarbeiten in der Kathedrale von Weißenburg formulierte. Diese, am Anfang des 20. Jhs. nicht in publizierter Form erschienene Beobachtung wurde zum ersten Mal veröffentlicht in Entz 1958, 73. – Über die Mauerungsart im mittelbyzantinischen Zeitalter: Mango 1986, 8-9.

<sup>290</sup> Károly Kozák hat auf diese Tatsache mit großem Nachdruck hingewiesen: Kozák 1966, 58.

<sup>291</sup> Als einziges Beispiel möchten wir an die südliche Wandfläche des Westchors des Doms von Worms erinnern, wo man zwischen den Quadern auch Mörtel mit Ziegelpulver beobachten kann. – Eigene Beobachtung am 9.9.1997. – Über den Wormser Dom vgl.: Mann 1961, 207-208 Anm. 249.

<sup>292</sup> von Bogyay 1982, 149-158.

<sup>293</sup> Thomas von Bogyay arbeitete im Radio Freies Europa (München), und deswegen war er in Ungarn bis Ende der 1980er Jahre eine »Unperson«. Es war sogar in wissenschaftlichen Publikationen nicht tunlich, seinen Namen zu erwähnen: Farkas M. 1989, 4.

<sup>294</sup> Kapitánffy 2002, 42. Es lohnt sich, einige Zeilen aus diesem Buch wörtlich zu zitieren: »Die Grundriss-Disposition von mehreren frühen Kirchen zeigt Verwandtschaft mit byzantinischen Bauten. Man soll aber hier damit rechnen, dass der byzantinische Einfluss indirekt, aus dem venezianisch-aquileanischen Raum [nach Ungarn] angekommen ist« (Im ungarischen Original: »Több korai templom alaprajzi elrendezése mutat rokonságot bizánci épületekkel. De itt számolni kell azzal, hogy a bizánci hatás közvetve a velencei-aquileiai térségből érkezzet«).

<sup>295</sup> Szakács 2015, 166-179.

<sup>296</sup> Gerevich T. 1938, 26-28.

Denkmäler der byzantinischen Architektur zusammengestellt, die nützliche, aber nicht immer einwandfreie Angaben enthielt<sup>297</sup>. Diese Dokumentation wurde entwickelt, um dadurch die These József Csemegis<sup>298</sup> über die Rolle Armeniens in der Architektur der werdenden ungarischen Monarchie zu stützen, dass hier eine neue, selbständige Forschungsrichtung zu entwickeln sei. Diese Idee wurde durch die Tätigkeit von Tamás Guzsik weiter entfaltet<sup>299</sup>. Doch ist ganz klar, dass die (Prä-)Konzeption des Vorhandenseins kaukasischer, oder konkreter: armenischer Vorbilder in Ungarn eine Idee ist, bei der die zu groß angelegte und übertriebene Interpretation auf einer sehr mangelhaften und auch ganz anders deutbaren Datenlage beruht. (Wir werden konkrete Beweise, die gegen die Idee der armenischen Züge der ungarischen Architektur des 11. Jahrhunderts sprechen, am Beispiel des Kapitels über die Kirche von Tarnaszentmária sowie Feldebrő schildern.)

Anders als bei den oben zitierten Untersuchungen, die alle über eine gut fassbare und auf die Architektur des ganzen ungarischen Königreichs verwendbare Konzeption verfügten, gab es auch eine andere Richtung in der Erforschung der Grundrisse der vorromanischen Kirchen Ungarns, in der fast keine Ansätze zur Ausarbeitung einer einheitlichen Konzeption zu beobachten waren. Die einzelnen Forscher analysierten einzelne Kirchenbauten und kamen zu Schlussfolgerungen, die sich nur und ausschließlich auf diesen bestimmten Bau bezogen. Wir möchten diese Ergebnisse in dem weiteren Teile unserer Analyse ausführlich betrachten, hier sei nur auf einige Probleme hingewiesen, um diese isolierte Ansicht zu veranschaulichen. Die häufigste Methode, Bauten byzantinischer Art nachzuweisen, ist zu versuchen, »orthodoxe« Elemente der Baugestaltung an solchen Kirchen bzw. Kirchresten aufzufinden, wo ein »orthodoxes« Patrozinium vorhanden sein soll<sup>300</sup>. Nach dieser Methode soll eine Kirche, die den Namen eines »orthodoxen« Heiligen trug, von byzantinischen Meistern in byzantinischer Art und Weise erbaut worden sein. Das Demetrios-Patrozinium wurde mehrmals als Grundlage für die Analysen dieser Art benutzt<sup>301</sup>. Weiter unten werden wir mehrere Beispiele anführen, die die Unrichtigkeit dieser Überlegungen aufzeigen.

Es ist für das Verständnis der Forschungsergebnisse in den jeweiligen Regionen unseres Untersuchungsgebietes auch nützlich, sich mit der neuzeitlichen Geschichte der entsprechenden Region vertraut zu machen, und zwar besonders im Süden bzw. Osten des Karpatenbeckens. Es ist ferner angebracht, die Architektur der werdenden ungarischen Monarchie in einem internationalen Kontext unter Einbeziehung der Forschungsergebnisse aus den benachbarten Ländern zu analysieren, da – wie bereits erwähnt – das árpádenzeitliche Ungarn eine viel größere Ausdehnung als sein moderner Nachfolgestaat hatte. Am leichtfertigsten und oft ohne stichhaltige Argumente identifizierte man frühmittelalterliche orthodoxe Kirchen im Süden oder Osten des Karpatenbeckens, d. h. in Syrmien/Szerémség/Srem, in der Batschka/Bácska/Bačka, im Banat/Bánát, in Siebenbürgen und in der Karpato-Ukraine. In der serbischen, rumänischen und ukrainischen Literatur findet man nämlich mehrere Beispiele dafür, dass einige Kirchenruinen sozusagen automatisch, also ohne eine weitere Angaben oder Argumentation als Überreste von orthodoxen Kirchen eingestuft wurden<sup>302</sup>. Für die Forscher einer heutzutage orthodox geprägten Region schien es selbstverständlich zu sein, im Fall einer archäologisch erfassten Kirche zuerst an eine orthodoxe Zugehörigkeit zu denken. Dies hängt auch mit den Narrativen der nationalen Geschichtsschreibungen dieser drei Länder zusammen, da diese Narrative die Zugehörigkeit zur Orthodoxie als einen festen Bestandteil der nationalen Identität

<sup>297</sup> Tompos 1986.

<sup>298</sup> Die sozusagen bahnbrechende Studie dieser Forschungsrichtung: Csemegi 1949, 92-111.

<sup>299</sup> Guzsik 1991a, 285-291; 1992/1993, 321-349.

<sup>300</sup> Eine zusammenfassende Studie dieser Forschungsrichtung: Mesterházy 1970, 145-177.

<sup>301</sup> Dávid 2000, 186. – Mesterházy 1969, 91-98; 1970, 145-177.

<sup>302</sup> So z. B.: Čanak-Medić 1974, 17-45. – Stanojev 2000, 383-428; 2004 usw.

sowohl bei Serben als auch bei Rumänen und Ukrainern wissen, und dieser Gedanke wird oft bis in das frühe Mittelalter zurück projiziert<sup>303</sup>. Es ist deswegen zu betonen, dass der Süden bzw. Osten des Karpatenbeckens im 11. Jahrhundert ein Bestandteil des ungarischen Königreichs bildete, wo die von Stephan I., dem Heiligen, initiierte Christianisierung in erster Linie die Etablierung von Institutionen der lateinischen Kirche bedeutete<sup>304</sup>. Daher sollte man bei den »anonymen«, nur in ihren archäologischen Überresten vorhandenen Kirchen in erster Linie daran denken, dass sie der lateinischen Ausprägung des Christentums angehörten. Denn die »nationalen« orthodoxen Kirchen der Serben, Rumänen und Ukrainer entstanden erst lange nach dem 11. Jahrhundert. Das untersuchte Zeitalter wurde, was die östliche Kirche betrifft, durch die Reorganisation durch Basileios II. im Jahre 1018 bestimmt, und diese Reorganisation war – wie bereits gesagt – von den universalistischen Neigungen des Patriarchats von Konstantinopel geprägt. Wenn also wirklich so viele orthodoxe Dorfkirchen im Gebiet des Banats, Siebenbürgens oder aber der Karpaten-Ukraine bereits im 11. Jahrhundert existiert haben sollten, können diese dennoch nicht für als Beweis der hypothetischen Urserben, Urumänen oder aber Urukrainier herhalten.

Am Ende dieses kurzen Überblickes ist festzustellen, dass schon ziemlich viel über die byzantinische Einflüsse in der Architektur Ungarns im 11. Jahrhunderts geschrieben worden ist, wobei sich die Mehrheit der Untersuchungen der Ornamentik der Steinmetzarbeiten widmete, außerdem gibt es Überblicksdarstellungen von Bestand<sup>305</sup>, welche die Aussagekraft eben dieses Denkmalmaterials nutzten, um die byzantinischen Einflüsse zu belegen.

<sup>303</sup> Diese Rückprojizierungen nehmen in bestimmten Fällen keine Rücksicht auf Daten, die nicht in das idealisierte Bild hineinpassen. So wird beispielsweise nicht berücksichtigt, dass auch bei den Serben im frühen Mittelalter das Wirken der lateinischen Kirche nachzuweisen ist: Marinković 2006-2007, 35-50. – Komatina 2015, 711-718.

<sup>304</sup> Györffy 1983, 177-190. – Koszta 1999, 293-311; 2014, 127-143.

<sup>305</sup> Tóth M. 1978a, 29-51. – Marosi 1984, 16. 218 Anm. 16. – Tóth S. 1963, 115-141; 1994a, 54-71.